

## MERKUR - Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Liebe rotarische Freunde,

die Idee zu diesem Vortrag ist mir am 17. Januar diesen Jahres kurz vor Mitternacht gekommen. Warum weiß ich das so genau? Nun, Sie wissen vielleicht noch, es war Eiswette in Bremen. Herr Oltmann hatte einen Herrn Michael Klett als Gast eingeladen. Wir saßen in der Rotunde des Parkhotels und meine Frau und ich hatten interessante Gespräche mit einem interessanten Gesprächspartner. Herr Klett ist, wie Sie schnell erraten haben, der Inhaber des Klett-Verlags. Dieser Verlag ist bekannt für seine Schulbücher, aber nicht nur für seine Schulbücher: Im Verlag Klett-Cotta wird ein weites Themenspektrum angeboten, und darüber hinaus wird die Monatsschrift MERKUR von der Ernst H. Klett-Stiftung getragen.

Die Zeitschrift erscheint in monatlich 4.800 Exemplaren, trägt sich aber nicht selbst, und so können Sie meinen Vortrag als egoistisches Anliegen interpretieren: Ich lese den MERKUR als Bereicherung meines Lebens und wünsche der Schrift viele neue Abonnenten, die uns allen den MERKUR sichern helfen. Die zehn Euro für ein Einzelheft werden jedoch zu den besten monatlichen Investitionen für jeden MERKUR-Leser gehören, schließlich wissen wir: Geist ist geil, oder so ähnlich.

Der MERKUR erscheint im 58. Jahrgang - eine ungewöhnliche Lebensdauer für eine Kulturzeitschrift. Mich begleitet der MERKUR seit zwölf Jahren. Er hilft mir, der latenten Gefahr zu begegnen, mich zu nur noch einem Fachmann zu verengen. Der Untertitel - Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken - ist Programm, damals wie heute: die europäische Perspektive betonen aus Erfahrung der deutschen Situation; auch wenn der Untertitel etwas altmodisch klingen mag - er bezeichnet eine Spannung, die heute wie damals fruchtbar zu machen ist.

Die Grundhaltung des MERKUR ist antiutopisch, liberal, ironisch, statt neueste Moden auszurufen, will er sie kritisch analysieren. Vor allem aber geht es um intellektuelle Kompetenz: Hierarchie im Überangebot der Strömungen herstellen und dadurch Einfluß ausüben.

Wo steht der MERKUR? Er steht nicht, sondern ist in Bewegung wie sein Namensgeber, der Götterbote. Die Zeitschrift war nie das Organ einer Partei oder Weltanschauung, hat demzufolge auch nie eine Leserschaft gehabt, die über ästhetische oder politische Kriterien leicht zu definieren gewesen wäre. Im Gegenteil - kluger Widerspruch zu herrschenden Meinungen (und seien es die der Herausgeber) gehört zum Konzept der Zeitschrift.

Der MERKUR ist keine akademische Zeitschrift (obwohl die meisten seiner Leser eine akademische Ausbildung haben und viele seiner Autoren Universitätsleute sind). Er wendet sich an ein kenntnisreiches, aufgeschlossenes, neugieriges Publikum, das an der bloßen Bestätigung seiner Ansichten nicht interessiert ist. Früher nannte man diese Schicht das gebildete Bürgertum, heute liest es sich wie eine Beschreibung unseres rotarischen Clubs.

Der MERKUR ist eine klassische Kulturzeitschrift, indem er das Politische und das Kulturell-Ästhetische, um nur diese beiden Zentralbereiche zu nennen, nicht als Gegensatz konstruiert, sondern in Beziehung setzt: häufig genug eine gespannte. Dahinter steht natürlich die Humboldtsche Vorstellung der allseitig gebildeten Persönlichkeit - ein ehrwürdiges Konzept, aber alles andere als anachronistisch, solange der Trend zur Spezialisierung sich fortsetzt.

Jedes Thema kann im MERKUR vorkommen, wenn es drei Voraussetzungen erfüllt: Es muß gedanklich originell, aber nicht unbedingt gelehrt sein; es muß relevant sein für gebildete, aber eben nicht spezifisch orientierte Leser; es muß in essayistischer Form, also ohne akademische Umständlichkeit, sondern mit sprachlicher Eleganz präsentiert werden. Übrigens gibt es in meinen Augen einen weiteren Vorteil des MERKUR: er beherrscht noch die deutsche Sprache - vor der unnötigsten Reform der letzten hundert Jahre!

Herausgeber des seit 1998 in Berlin domizilierenden MERKUR sind Karl Heinz Bohrer und Kurt Scheel. Karl Heinz Bohrer, geboren 1932, Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Bielefeld, ist seit zwanzig Jahren Herausgeber des MERKUR. Er ist über viele Veröffentlichungen hinaus den belletristisch Interessierten als Mann von Undine Gruenter bekannt, deren im vergangenen Jahr

Dr. Heiko Staroßom

erschienene Erzählungen „Sommergäste in Trouville“ mich sehr berührt haben. Kurt Scheel, geboren 1948, studierte Germanistik, Politische Wissenschaft und Soziologie in Hamburg, München und Berlin. Von 1977 bis 1980 war er DAAD-Lektor für deutsche Literatur und Sprache an der Universität Hiroshima. Ab 1980 war Kurt Scheel Redakteur, seit 1991 Herausgeber des MERKUR. Ich habe Herrn Scheel vor einigen Jahren in Berlin besucht und kann bestätigen, daß er ein ebenso interessanter wie allseits belehener Gesprächspartner ist: beste Voraussetzungen für eine gute Kulturzeitschrift.

Was findet nun der Leser im MERKUR, in den zehn Monatsheften von knapp hundert Seiten und in dem im Herbst erscheinenden Doppelheft mit über zweihundert Seiten zu einem wechselnden Themenschwerpunkt? Zunächst einmal zeigen vier bis fünf Autoren ihre essayistischen Fähigkeiten. Hier sind immer wieder die besonders großen Autoren zusammengekommen: beispielsweise schrieb Hannah Ahrendt im MERKUR über „Die Banalität des Bösen“ und selbstverständlich ist der wichtigste intellektuelle Beitrag der letzten vier Wochen im MERKUR zu finden: „Die Tortur“ von Jean Amery - als Nachdruck aus dem Juli-Heft von 1965 auf der homepage des MERKUR zu finden.

Ich muß mich bremsen, aber ich möchte Ihnen doch einige Beispiele aus dem Themenspektrum des MERKUR des vergangenen Jahres darstellen:

„Demokratisierung von außen- Vorhaben und Folgen“

„Vom Nutzen und Nachteil des Imperiums - Über römische und amerikanische Weltherrschaft“

„Der Bruch mit der Vergangenheit - Edinburgh und die schottische Aufklärung“

„Hoher Preis fürs höchste Gut - Zum schwierigen Verhältnis von Ökonomie und Medizin“

„Der Blues spielt im Osten - Ukrainische Improvisationen“

„Die Selbstfesselung der Universität - Eine Evaluation“

„Tod und Gedächtnis - Über den neuen Umgang mit der Endlichkeit des Lebens“

Die Auswahl muß so subjektiv wie begrenzt bleiben, ich empfehle deshalb den umgehenden Gang in eine gute Buchhandlung oder besser gleich das praktische Jahresabonnement.

Wer nicht alles selbst lesen kann, der benötigt eine kompetente Hilfestellung: In dem Bereich „Kritik“ werden wichtige Neuerscheinungen zu bestimmten Themen zusammengefaßt. Dazu gibt es regelmäßige Kolumnen, wie die Ökonomiekolumne, die Ästhetikkolumne, die Soziologiekolumne, die Rechtskolumne, eine Humaniorakolumne, die Musikkolumne, die Geschichtskolumne, die Literaturkolumne, die Politikolumne und schließlich die Philosophiekolumne. Darüber hinaus gibt es Beiträge zu einzelnen Themen wie zum Beispiel „Plausible Religion, softe Säkularisierung - Die Aufklärung wird endlich sensibler“.

Schließlich werden in den „Marginalien“ kurze Beiträge zusammengefaßt. Da liest man dann über „Partisanen des Geistes - Die Rückeroberung der Geisteswissenschaften“, „Jesus als Schiedsrichter - Wie sich die amerikanische Zivilreligion im Sport feiert“ oder „Koexistenz mit der islamischen Welt?“. Dazu kleine literarische Beiträge als Journal oder Erzählungen.

Jetzt muß ich noch etwas zu den Doppelheften sagen. Hier werden zu bestimmten Themenschwerpunkten wie bei einem funkelnden Brillanten verschiedene Aspekte beleuchtet. Die Themen der vergangenen Jahre lauteten „Kapitalismus oder Barbarei?“, „Zukunft denken - Nach den Utopien“ oder bereits im September 2000: „Europa oder Amerika? - Zur Zukunft des Westens“. Diese Doppelhefte mit einem Umfang von zweihundert bis dreihundert Seiten sind wahre intellektuelle Steinbrüche, die vielfältige Anstöße zum Mitdenken und Weiterdenken geben.

Bis jetzt habe ich Ihnen einige Appetithäppchen präsentiert. Nun möchte ich mit einigen Zitaten Beweise liefern:

Im jüngsten Heft fragt der emeritierte Professor für auswärtige Politik Ernst-Otto Czempiel nach der Demokratisierung von außen. Diese Frage hätte sicherlich ausführlich vor dem Irak-Krieg diskutiert werden

müssen, sie bleibt auch heute noch höchst aktuell, denn sie berührt die Einschätzung der Möglichkeiten des Westens - über das Militärische hinaus.

Kann man also einer Region das demokratische Herrschaftssystem von außen gleichsam mit Gewalt überstülpen? „Die historischen Erfahrungen stimmen pessimistisch. Von den sechzehn gewaltsamen Demokratisierungsversuchen, die die USA in den letzten hundert Jahren unternommen hatten, sind nur vier gelungen. Die beiden Paradedstücke Deutschland und Japan beruhten auf einmaligen Voraussetzungen, waren das Beiprodukt eines von den USA nicht begonnenen, aber gewonnenen Krieges. Die Demokratisierung von außen traf auf die Kooperation endogener Eliten. Grenada und Panama sind zu klein und zu instabil, um irgendwelche Hoffnungen anzuregen. Im benachbarten Haiti sind die USA im Februar 2004 zum viertenmal in den vergangenen hundert Jahren eingerückt, um dem Land die demokratischen Freiheiten zu verschaffen.

Sieben Jahre haben die USA in Vietnam, vier Jahre die Sowjets in Afghanistan interveniert, um die jeweiligen Regime auszuwechseln - vergeblich. Was die USA, die Vereinten Nationen und seit kurzem nun auch die Nato in Afghanistan gegenwärtig erleben, läßt nicht erkennen, daß der rasche amerikanische Sieg über die Taliban die Demokratisierungschancen des Landes nennenswert verbessert hätte. Der nach erfolgreichem Gewalteintritt in Dayton errichtete Kunststaat Bosnien-Herzegowina wird kaum am Leben bleiben. Die Republik Mazedonien, in der seit kurzem die EU für Ruhe sorgt, zittert nach wie vor am Rande des Bürgerkrieges. Das Kosovo hängt am Tropf von Nato und Uno. Sein Konflikt mit Serbien, das bombardiert, aber nicht okkupiert und dann vernachlässigt wurde, ist bis heute ungelöst.“ Die Gesamtbilanz der Demokratisierungsversuche ist also äußerst enttäuschend. „Invasion und Okkupation dienen mancherlei Interessen, denen an einer Demokratisierung nicht.“

Was heißt nun eigentlich Demokratisierung?

„Im politischen Hausgebrauch ist der Begriff so dehnbar, daß er nach Belieben jedem Regime umgehängt oder abgesprochen werden kann.“ „Demokratisierung setzt einen hohen Grad wirtschaftlicher und

edukativer Entwicklung voraus, der außerhalb des OECD-Raums nur ganz selten gegeben ist. Auf ihn ist der Prozeß der Demokratisierung aber ganz entscheidend angewiesen. Gesellschaftliche Emanzipation verläuft von unten nach oben, 'bottom up' und nicht 'top down'."

An dieser Stelle möchte ich einhaken und darauf hinweisen, daß Francis Fukuyama 1992 vielleicht doch nicht recht hatte, als er das Ende der Geschichte ausrief, das mit den marktwirtschaftlich organisierten repräsentativen Demokratien des Westens erreicht war. Die Geschichte kennt genügend Beispiele, in denen Demokratien zu Plutokratien und Tyranneien wurden; auch gibt es Beispiele, in denen kulturelle Errungenschaften dem Vergessen anheim fielen, ja sogar die Lesefähigkeit großer Teile der Eliten verloren ging.

Sage niemand, daß uns solches in unserer Mediengesellschaft nicht passieren kann, in einer Gesellschaft, in der der Bilderkonsum die eigenständige Auseinandersetzung mit unserer Schriftkultur zunehmend verdrängt und große Teile der Bevölkerung mit einem erschreckend geringen Wortschatz auskommen. Mit anderen Worten: Wir müssen auch bei uns im Westen täglich neu darum kämpfen, die Demokratiefähigkeit der Bevölkerung zu erhalten. Wer mag, kann dieses Thema bei Emmanuel Todd „Weltmacht USA - Ein Nachruf“ vertiefen, ein kleiner, im vergangenen Jahr erschienener Band von rund zweihundertfünfzig Seiten, der zum Nachdenken und Widerspruch reizt, aber auch viele Selbstverständlichkeiten zum Einsturz bringt. Den Übergang Roms von der Demokratie zum Kaisertum schildert Peter Bender sehr anschaulich in seinem neuesten Buch „Weltmacht Amerika - Das neue Rom“.

Was ist also zu tun, wenn man die Demokratie befördern will?

„Von den drei tauglichen Demokratisierungsstrategien wendet der Westen die bekannteste, die Auslandshilfe, ausgiebig, aber widersprüchlich an, die der 'Konditionalität' viel zu spärlich und die dritte Strategie, die wichtigste, überhaupt nicht. Dabei ist sie unentbehrlich, wirksam und besonders elegant. Sie führt die Demokratisierung gar nicht im Schilde, sondern bemüht sich, die zwischenstaatlichen Beziehungen in einem internationalen System zu beruhigen und zu entspannen. Das kommt allen Gesellschaften und vielen Regierungen entgegen, ist über jeden Verdacht der Intervention völlig erhaben.

Und doch entfaltet gerade diese Strategie eine kräftige demokratiefördernde Wirkung. ... Die Strategie unterstützt die endogenen Bestrebungen, indem sie in einem internationalen System ein möglichst spannungsfreies Klima einrichtet. Dadurch werden die Repressionsmöglichkeiten der Regierungen geschwächt. ...

Bei der herrschenden Interdependenzdichte ist das Herrschaftssystem eines jeden Staates abhängig von dem in seiner internationalen Umwelt herrschenden Grad der Spannung. Wer ihn beeinflusst, nimmt Einfluß auf die Herrschaftssysteme. Nach Seeleys Gesetz ist der Grad der Freiheit in einem Land umgekehrt proportional zu dem Druck, der auf seinen Grenzen lastet. Kriege und Kriegsgefahr, Aufrüstung und Säbelrasseln sind Gift für die Demokratisierung und eine Droge für die Diktatur. Sie wird geschwächt, wenn im internationalen System Friede herrscht. Wer den Sturz von Diktaturen befördern will, muß ihnen das Elixier ihrer Herrschaft nehmen: die äußere Bedrohung.“

„Den Spannungsgrad in einer Region senkt, wer die Kontakte und Kooperationen fördert. Darin hatte das Erfolgsrezept der Schlußakte von Helsinki gelegen.“

Ich hoffe, daß bereits diese kleinen Ausschnitte aus dem Beitrag von Ernst-Otto Czempiel angetan sind, eine kleine Diskussion anzustoßen.

Aus dem Essay von Jean Améry möchte ich im wesentlichen nur die Schlußsätze zitieren. Der Schriftsteller Jean Améry ist als Hans Mayer 1912 in Wien geboren und studierte dort Literaturgeschichte und Philosophie. Er emigrierte 1938 nach Belgien und wurde dort 1943 als Flugzettel verteilender Widerständler verhaftet und kam ins Konzentrationslager Breendonk. Im Hinblick auf die in den vergangenen Wochen kursierenden Photos aus Bagdad könnte seine schon 1965 formulierte Frage gestellt worden sein:

„Das Eingeständnis der Tortur, das Wagnis - aber ist es denn noch ein solches? - mit derartigen Photos vor die Öffentlichkeit hinzutreten, ist erklärlich nur unter der Annahme, daß eine Revolte der Gewissen nicht mehr befürchtet wird. Man möchte meinen, daß diese Gewissen sich an die Praxis der Tortur gewöhnt haben.“

Die gesamte Lektüre dieses Essays rate ich Ihnen nur, wenn Sie in guter körperlicher und seelischer Verfassung sind. Jeder zur Empathie befähigte Mensch wird wohl seine Probleme damit haben. Sein Schlußabsatz lautet:

„Sofern überhaupt aus der Erfahrung der Tortur eine über das bloße Alpträumhafte hinausgehende Erkenntnis bleibt, ist es die einer großen Verwunderung und einer durch keinerlei spätere menschliche Kommunikation auszugleichenden Fremdheit in der Welt. Ein Staunen über die Existenz des grenzenlos in der Tortur sich behauptenden Anderen - und über das, was man selber werden kann: Fleisch und Tod. Daß das Leben fragil ist und man enden kann ‘mit einer Nadel bloß’, diese Binsenweisheit war immer bekannt. Daß man aber den lebenden Menschen schon im Leben halb und halb zum Raub des Todes machen kann, dies wird erst in der Tortur erfahren. Die Schmach solcher Vernichtung läßt sich nicht mehr tilgen. Wer gemartert wurde, bleibt waffenlos der Angst ausgeliefert. *Sie* ist es, die fürderhin über ihm das Zepter schwingt. Sie - und dann auch das, was man die Ressentiments nennt, welche bleiben und nicht einmal die Chance haben, sich in einem Verlangen nach Rache zu verdichten - und zu reinigen.

Darüber blickt keiner hinaus in eine Welt, in der das Prinzip Hoffnung herrscht.“

Die Amerikaner würden sagen, dies sei food for thought.

Damit Sie wieder auf andere Gedanken kommen, hier zum Schluß ein Zitat aus der Chronik der Schriftstellerin Iris Hanika:

„Wie man sich in Würde trennen kann, führte das Ehepaar vor, das am dritten Hochzeitstag seine Eheringe zu demselben Juwelier zurückbrachte, bei dem es sie gekauft hatte. Und von dem Geld, das ihnen der Juwelier gab, gingen sie dann in demselben Lokal essen, in dem sie drei Jahre zuvor ihre Hochzeit gefeiert hatten.“

Ich hoffe, daß ich Ihnen einige geistige Anregungen geben konnte und bin froh, daß ich mit meiner positiven Einschätzung des MERKUR nicht alleine stehe; ein Zitat zum Schluß mag dies bezeugen:



Dr. Heiko Starobom

„Der MERKUR hat in Deutschland das allerhöchste Ansehen.“  
sagte schon 51 vor Christus Gaius Julius Caesar in „Der gallische Krieg“.